

# AM WEGE

Nachrichten des Gau Thüringen im T.-B. „Die Naturfreunde“

6. Jahrgang

Juli 1925

Nr. 7

## Dreißig Jahre Naturfreunde

Während dieses Heft in die Hände der Mitglieder gelangt, werden die letzten Vorbereitungen zur großen Wiener Tagung getroffen. Alle Länder und Gauen senden ihre Vertreter zur diesjährigen Hauptversammlung und gleichzeitig zur Feier des dreißigjährigen Bestehens des Vereins. Dreißig Jahre sind in die Lande gegangen, daß die große Idee zur Tat wurde, daß sie zündend und werbend in die Herzen der Menschen drang und ihr kleiner Keim zur mächtigen Fruchtbarkeit sich entwickelte.

Das erwachende Proletariat, in Not und Leid zusammengeschweißt und durch seinen Zusammenschluß zur Macht geworden, rang sich über die bloßen Brot- und Alltagsfragen, sein Machtbewußtsein begann nach kulturellen Gütern zu begehren und in diesen Zustand der seelischen Bereitschaft fiel der Wandergedanke der „Naturfreunde“.

Das, was so vielen Proletariern aus dem täglichen Leben gerückt schien, was nur im dunkelsten Bewußtsein wie eine Kindheits Erinnerung mehr schwebte, die Natur und ihre Erscheinungen, nun war sie auf einmal in aller Pracht ihrer Schönheit und Erhabenheit wieder da und ließ in unzähligen Herzen eine neue Flamme auslodern. Die so lange unterdrückte Naturliebe, unterdrückt durch die Not und Qual eines unfreien, geknechteten Lebens, die brach nun elementar hervor und die Geschichte der dreißig Jahre Naturfreunde ist die Geschichte des Siegeszuges eines großen Gedankens.

Auf einmal stand also im dunklen Leben des Proletariats wieder ein lichtiges, schönes Bild. Und da entdeckte er, wie ja dieser Reichtum ihm frei stand zu edlem Genuße, wie der Lehrsaal der Meisterin Natur keinen Klassenhaß und keine Bevorzugung nach Gewand und Geldbeutel kennt. — Die Bewegung drang über die Grenzen ihres Geburtslandes, überall, wo die gleiche innere Bereitschaft vorhanden war, fiel der Gedanke auf fruchtbaren Boden.

Dreißig Jahre unermüdete Arbeit und zäher Eifer bei grenzenloser innerer Begeisterung und

Opferbereitschaft ließen den kleinen Anfang zur Weltbewegung reifen. Aus dem bloßen Vergnügen des Schauens und Sicherstehens am bunten Bild der Natur wuchs allmählich das Verlangen, tiefer einzudringen und Bereicherung des Wissens und Denkens zu finden. Der denkende und forschende Naturfreund, das war und ist das Ziel. Die vielen Freunde und Anhänger dazu erziehen und dadurch erst den Naturgenuß vertiefen, war die Aufgabe. Kostlose und beharrliche Arbeit in so vielen Ländern und Städten, Arbeit an sich selbst, an den Gefährten, Arbeit in der Natur, Förderung aller kulturellen Fragen, Bauen von Stützpunkten für Wanderausfahrten oder von Ruheheimen für erholungsbedürftige, aber natursehnsüchtige Arbeitsmenschen, überall ein Schaffen und Werben zum Wohl und zur Freude der Gemeinschaft.

Dreißig Jahre! Wie kurz die Zeitspanne, wie gewaltig das Werk. Ein Heer von Menschen, die dasselbe Abzeichen tragen, denen derselbe frohe Wandergruß vom Herzen kommt. Die Alten blicken stolz zurück. Sie haben ganze Arbeit getan und wohlbestellt ragt der Bau ihres Fleisches und ihrer Begeisterung. Möge die Haupt- und Festversammlung in Wien den uns immer beseligenden Gemeinschaftsgedanken tragen, mögen alle uns umgebenden Hindernisse und Gegensätze, welche sich uns hemmend in den Weg stellen, eine alles befriedigende Lösung finden, auf daß die Organisation der Naturfreunde weiter ein gewaltiges Glied innerhalb der modernen Arbeiterbewegung werde. Großes wurde bisher geleistet, größer wird in Zukunft unser Arbeitsfeld sein: Neben der Pflege des Wanderns und Schauens wird mehr und mehr das Lösen der Kulturprobleme in den Vordergrund rücken.

Dreißig Jahre! Ein Auftakt erst zu neuem Werden und Gedeihen! Ein Posaunenstoß, der alle noch Fernstehenden aufmerksam machen will, ein Ruf der Brüderlichkeit und der Aufforderung zur frohen Gemeinschaft. Kein Halten, kein Zaudern. Dreißig Jahre, das war der glorreiche Morgen, jetzt kommt der strahlende Tag.

## Die Kultur der bürgerlichen Gesellschaft und die Arbeiterschaft

Die nachstehenden Ausführungen sollen nicht nur die Kultur der bürgerlichen Gesellschaft als solche behandeln, sondern dem einzelnen Proletarier zeigen, wie diese Scheinkultur, diese Kultur der Ausbeuter sein gesamtes geistiges Leben beherrscht. Sie sollen die Gehirne der Proletarier revolutionieren, frei machen von dem Bann dieser „Kultur“.

Betrachten wir die „Vorwärtsentwicklung“ der menschlichen Gesellschaft von der Zeit des Urmenschentums bis zur jetzigen Zeit, so müssen wir feststellen, daß im Laufe der Zeit eine Kluft zwischen den Menschen entstand, die sich mit jedem „Aufstieg“ der Gesellschaft erweiterte — auf der einen Seite Ausbeuter, auf der anderen Ausgebeutete. Diese immer schärfer werdenden Gegensätze verursachten Kämpfe, in denen jedoch stets die Seite der Ausbeuter mit Hilfe ihrer Institutionen (Kirche usw.) geschaffen und Leute aufgelauert, die einen starken Einfluß auf die Massen ausübten. Sehen wir uns z. B. den Bauernkrieg an, der doch von Luther, dem „Reformator“, ins Leben gerufen wurde, indem er den Bauern sagte, sie könnten ihre Lebenslage nur durch eigene Kraft verbessern. Mit äußerster Hilfe wurden die Bauern besiegt und ihre Unterdrückung wurde noch grausamer. So ging es noch Jahrhunderte hindurch, bis auf einmal der westliche Horizont grell beleuchtet wurde. Die französische Revolution (1789) wurde durch die Unterdrückung des Mittelstandes und Arbeiterschaft durch Abwälzung ungeheurer Steuerlasten von Seiten des Adels auf die Besitzlosen herbeigerufen. Wenn man die französische Revolution auch als eine bürgerliche hinstellt, so muß man doch sagen, daß sie der erste machtvolle Anstoß der Ausgebeuteten gegen die Schicht der Ausbeuter war. Leider waren die Massen damals nicht fähig genug, die Macht vollständig an sich zu reißen. So mußte dann auch unter den gegebenen Umständen ein Rückschlag erfolgen. Erst unter ganz anderen Umständen brach 1848 die Revolution in Deutschland aus. Man hatte den Volkern nach den sog. Befreiungskriegen mehr Freiheit, eine Verfassung und noch anderes mehr versprochen und es war bisher nur bei den Versprechungen geblieben. Die Hungersnot 1846

brachte den Stein ins Rollen. Mit ungeheuren militärischen Anstrengungen wurde diese Bewegung unterdrückt. Damals erkannten die Revolutionäre, daß nur eine organisierte, geistig selbständig denkende Masse die Macht ergreifen könne. Es wurden Arbeiterorganisationen geschaffen, die sich trotz des „berühmten“ Bismarck'schen Sozialistengesetzes behaupteten und zu Machtfaktoren wurden, die ein Schrecken für die Bourgeoisie bedeuteten. Der Weltkrieg wurde angezettelt, der aber ein Fiasko für die Bourgeoisie, wenn auch nur vorübergehend, war. Wäre die Masse 1918 selbständig denkend gewesen, hätte sie dieselbe Tatkraft bewiesen, mit der 4 Jahre Blut und Leben dem bösen Kapital geopfert wurde, vielleicht ständen wir heute an dem von uns allen erstrebten Ziele.

Durch die erstarkende Macht der Bourgeoisie entwickelten sich die immer schärfere Formen annehmenden Kämpfe zwischen Ausbeutern und Ausgebeuteten auf geistigen wie materiellen Gebieten. Die Bourgeoisie versuchte, dem Proletariat jegliche geistige Kost zu entziehen — man baut die Bildungsstätten (Volkshochschule) ab oder beschränkte sie auf ganz gleichgültige, nebensächliche Dinge. Durch Kino, Schundliteratur, Zingeltangel und nicht zuletzt durch die Kirche versuchte man, die Massen irre zu leiten und ihr Streben nach Selbständigkeit zu unterbinden, um sie dann noch mehr geistig zu verflaven.

Wenn man die Gesellschaft von heute einer eingehenden Betrachtung unterzieht, so stellt man drei Schichten fest: die Bourgeoisie, das klassenbewusste Proletariat und das Heer der Trägen, Spießer und sonstigen Indifferenten. Die Bourgeoisie ist das Ausbeutertum, das Proletariat sind die Ausgebeuteten, die für eine Befreiung aus der Knechtschaft für den Sozialismus kämpfen, und die Dummen, Denkschwachen sind die Prostituierten, die Parasiten, die Diener der bürgerlichen Gesellschaft. Mit allen Mitteln versucht die Bourgeoisie, alle Kulturbestrebungen der Arbeiterschaft zunichte zu machen, um dann die Verdummung der Massen in großem Maßstabe zu betreiben. Sie erstrebt letzteres in der Entfesselung der Sinne (nicht des Geistes), in der Verschleierung der Sexualfragen, in dem Totschweigen von wirtschaftlichen und politischen Kämpfen, in der Aufzucht von Märchen über den Semitismus usw. Zu diesen Zwecken kauft sie sich Schriftsteller, welche „Romane“ in die

Welt sehen, die nicht auf Tatsachen, auf Wirklichkeit beruhen, sondern nur auf eine Verschleierung derselben bedacht sind und die auf Sensationelles eingestellt sind und eine scharfe Linie zwischen dem Leben des Arbeiters und dem des Besitzenden ziehen und den Arbeiter letzten Endes verböhhnen und verspotten. Auch das kapitalistische Kino paßte sich mit seinen Filmen diesem Genre an. Eine ähnliche Sorte solcher Lakaien der Bourgeoisie sind die Komponisten, welche einen kitschigen Schlager nach dem anderen fabrizieren (man lese nur den Text: „Du hast kein Recht, mich so zu quälen . . .“, oder „Die Mädels von Java . . .“, oder „Wenn du nicht kannst, laß mich mal . . .“ usw.), die alle nur auf eine Entfesselung der Sinne hinielen und ein getreues Spiegelbild der jetzt bestehenden Gesellschaftsordnung darstellen. So wird eine stumpfe Gleichgültigkeit, eine Nichtbeachtung wichtiger Dinge herangebildet. Und diese stumpfe Gleichgültigkeit, dieses willenlose Sich-führen-lassen muß aufs schärfste bekämpft werden, denn einen sozialistischen Staat kann nur ein selbstbewußtes, ein auf dem Boden der Tatsachen stehendes Proletariat erkämpfen.

Ein großer Helfer in all diesen Dingen ist der Bourgeoisie stets die Kirche gewesen. (Ich habe schon eingangs erwähnt, daß sie früher auf der einen Seite die Unterdrückten aufbehte und im gegebenen Moment schleunigst auf die Seite der Ausbeuter trat.) Sie ist der Bourgeoisie hörig und die stärkste Stütze der bestehenden Gesellschaft. Mit der Lehre von Christi, mit dem Märchen vom dreieinigen Gott, „der über uns wohnen soll“, versuchte sie, die Masse einzuseifen. Unsere Astronomen und Naturforscher sind schon Jahrzehnte dabei, die Unlogik dieser Dinge zu beweisen und dem Proletariat so die richtigen Wege zu weisen. Spiritismus, Okkultismus — als Ueberlieferungen des Kleinbürgertums —, Rückständigkeit der Frau — deren Einstellung in den Denkgewohnheiten Kleinbürgerlich ist —, Aberglauben u. dgl. müssen wir schärfsten Kampf ansagen, um aus dem Sumpf der Kultur der bürgerlichen Gesellschaft herauszukommen.

Nicht zu unterschätzen ist auch die „Verbollkommnung“ der „Technik“. Wir erkennen an,

daß sie auf vielen Gebieten Hervorragendes schafft, aber nur Profite in die Taschen der Besitzenden steckt, während viele Proletarier ihr Leben den Errungenschaften der Technik opfern müssen. Ein Beispiel hierfür sind die neuen Giftgase. Diese Giftgase stehen im Dienste der Kriegsvorbereitungen. Wenn wir den Kampf gegen diese Gase aufnehmen wollen, so müssen wir in erster Linie gegen die Ursachen den Kampf führen. Wir müssen den Kampf aufnehmen gegen die Mißstände der herrschenden Klasse, mit deren Beseitigung ihr Parasitenleben von selbst endet.

Werfen wir nun noch einen Augenmerk auf die Kunst der Jetztzeit. Sie wird entweder zur Hure der Ausbeuter oder verhungert in Kellerlöchern oder Dachstuben. Deshalb müssen wir versuchen, sie zu revolutionieren und von allen ihr anhaftenden Schlacken zu befreien. Also weg mit dem Kitsch „gekaufter“ „Künstler“. Wir müssen Kunstwerke, Musik, Literatur, Sprechbühne aus uns selbst herauschaffen zum Angriff auf die Kunst der Bourgeoisie. Die Kunst muß zu dem werden, was sie eigentlich sein soll: Sie muß über das eigene Willensleben verständigen und einen bewußten, ausdrücklichen, moralischen Charakter tragen; sie soll die Menschenrechte proklamieren und sich mit wirklichen Problemen des Lebens beschäftigen. Sie soll das geistige Band zwischen den einzelnen Völkern sein.

Was haben uns nun die alten vergangenen Kulturen zu sagen? Die alten Kulturen haben an sich manches gute und wertvolle gehabt. Wir müssen sie durchleuchten und aus ihnen nehmen, was für uns noch wertvoll ist. Die sich häufenden Widersprüche und die Anklagen innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft tragen viel an der Änderung der alten Gesellschaftsordnung mit bei. Unser Ziel ist: Im Zusammenschluß des revolutionären Proletariats durch die proletarische die wahre, dem Wohle der gesamten Menschheit dienende Kultur zu schaffen.

Erich Hochbach-Halle.

## Familie

Der Krieg, als Revolutionär, hat die Familie innerhalb der arbeitenden Klasse unmöglich gemacht. Sitte und Gesetz lassen den Arbeiter an der althergebrachten Form der staatlichen Ehe selbst auf Kosten eines elenden Daseins festhalten. Der Arbeiter vor dem Kriege lebte in kleinbürgerlichen Verhältnissen, sein Hoffen und Sehnen ging darauf hin, es den Bourgeois gleichzutun. Die Entwicklungsmöglichkeiten, in denen sich das deutsche Kapital vor dem Kriege befand, sind erschöpft, das Kapital hat sich rehabilitiert auf Kosten der Arbeiterschaft, indem es die Existenzrate rücksichtslos gekürzt hat (Inflation). Einzelne Momente wollen wir nicht untersuchen. Dem Arbeiter ist die Brottration geschmälert, härter denn je ist der Kampf ums tägliche Brot. Diese Tatsachen lassen sich nicht verleugnen, Nicht ohne Wirkung ist die Herabsetzung des Einkommens auf den Bestand der Familie geblieben. Die Zelle der gesellschaftlichen Erneuerung (die Familie) ist in ihrer heutigen Form unmöglich geworden. Schauen wir zurück in der Geschichte, nicht der Kaiser und Könige, so hat der Mensch immer hart um sein Brot kämpfen müssen. Bittere Notwendigkeit und drückende Lasten, auferlegt durch den Ausbeuter, zwangen den arbeitenden und schaffenden Menschen zur Revolte in der Produktionsweise und deren Mittel. Die Familie hat in der Entwicklung der Menschheit verschiedene Formen angenommen. Sie ist der Gradmesser des Fortschritts, denn an ihr kann man ermessen, inwieweit sich die Frau befreit, das heißt, dem Manne gleich stellt. Die Frau als Geschlechtsflavin muß unter den jetzigen Verhältnissen körperlich und seelisch leiden. Dieser Umstand wird die Frau zwingen, Auswege zu finden, die ihr ein größeres Maß an Freiheit geben. Der Emanzipationskampf der Frau geht mit dem der arbeitenden Klasse einen Weg.

Der Produktionsapparat in den verschiedenen Ländern hat sich während des Krieges technisch umgestaltet. Eine Vertrustung und Monopolisierung des Kapitals setzte nach dem Kriege ein, das Einzelunternehmen kämpfte mit dem Bankrott und der Zusammenschluß zu großen Konzernen, die den nationalen Markt beherrschen, und ein Wort auf dem Weltmarkt mitreden, machte die gottgewollte privatkapitalistische Wirtschaftsordnung wieder zum Machtfaktor. Absahkrisen haben nach dem Kriege das Proletariat in seiner Existenz gefährdet. Die Maschine, die

segensbringend für die gesamte Menschheit wirken sollte, hat den Menschen zum Lohnsklaven gemacht und zwingt den Herrn der Schöpfung in seinen Kreislauf. Große Werke mit einem Wald von Schloten gebrauchen Tausende gesunder Arbeiterfäuste zur Produktion, gleich einer Maschine greift hier ein Rad ins andere.

Perpetuum mobile! — aber, nur so lange der Prolet seinen Nacken duckt.

Maschine, Werkzeug und Naturschätze sind gesellschaftliches Eigentum, nicht Privateigentum, und bedingen eine andere Konsumtionsform. Bedarfswirtschaft ist in der privatkapitalistischen Gesellschaft ein Unding. Der Arbeitsertrag wird hier individuell verteilt, in der sozialistischen Gesellschaft wird er kollektiv verteilt. Nun ist die sozialistische Gesellschaft nicht ein Ding, was man sich durch eine Revolution fix und fertig aus dem Bäckerladen holt, sondern ein langwieriger Entwicklungsprozeß bringt uns und unsere Nachkommen diesem Ziele unter schweren Kämpfen immer näher.

Der Weltmarkt verengt sich immer mehr und mit ihm die Absatzmöglichkeit. Die Importländer werden zu Selbstproduzenten und später zu Exportländern und Konkurrenten auf dem Weltmarkt. Die Folge davon wird sein, daß wirtschaftliche Krisen immer kürzer aufeinander folgen und die planlose Wirtschaft immer mehr das Proletariat zum Kampfe zwingt, um das Kapital endlich zu beseitigen. Nur dann wird es einmal für unsere Kinder oder Kindeskinde eine Gesellschaftsordnung im sozialistischen Sinne geben. Das Proletariat öffnet der Menschheit ungeahnte Entwicklungsmöglichkeiten. Alle Industrieländer haben mit der Erwerbslosigkeit als einer dauernden wirtschaftlichen Erscheinung zu rechnen. Die Industrie der Vorkriegszeit zog das Erwerbslosenheer dann und wann im Produktionsprozeß auf, das ist heute nicht mehr der Fall. Das flache Land sendet sehr viele müßige Hände in die Fabriken, denn auch in der Landwirtschaft hat die Maschine ihren Siegeslauf begonnen. Der Staat zahlt nun diesen müßigen Proletariern eine Unterstützung, die kaum ausreicht, das nackte Leben zu fristen. Die im Produktionsprozeß stehenden Arbeiter verdienen kaum soviel, wie zur Erhaltung ihrer Familie notwendig ist. Eine Besserung des Einkommens im Arbeiterhaushalt wird nicht eintreten.

Der Wechsel zwischen Erwerbslosigkeit und

Arbeit unterminiert die Existenz der Familie. Nicht in der Lage, eine Familie zu ernähren, sind die jüngeren Generationen. Sorgen und Mühen lasten auf dem Arbeiterhaushalt und machen die staatliche Ehegemeinschaft zur Höllequal. Selbst die Erwerbsarbeit der Frau hält den Zusammenbruch der Familie nicht auf, sondern führt ihn schneller herbei. Ständiges Einkommen hat der Arbeiter nicht mehr; bedarf der Bourgeois seiner nicht, so setzt er ihn ohne Erbarmen auf Hungerkost. Die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen ist in ein Stadium getreten, das der Barbarei gleichkommt. Man preßt den letzten Tropfen Kraft aus dem Körper des Lohnsklaven und wirft ihn achtlos beiseite, wenn er nicht mehr imstande ist, Werte zu schaffen.

Die Verbindung der Geschlechter ist eine Notwendigkeit, die von der Natur geboten ist. Der junge Mensch, das Kind, ist etwas drückendes geworden für die arbeitende Klasse in ihrer Existenzlosigkeit. Alle überzähligen Mäuler werden vom Tische verbannt, trotz Abtreibungsparagraphen. Manche arme geplagte Proletarierfrau legt Hand an ihren Körper und verhindert somit noch größeren Hunger. Kurzum, der Einzelhaushalt ist überlebt, an seine Stelle tritt der gemeinsame Haushalt. Mehrere Familien wohnen, kochen und wirtschaften zusammen, ersparen dadurch sehr viele unnütze Ausgaben. Erst Einzelerrscheinung wird es im Laufe der Entwicklung eine Massenerscheinung; die Gesellschaft bekommt

dadurch ein neues Gepräge. Alte Sitten und Gesetze werden ohne viel Geschrei in den Orkus der Vergessenheit geworfen. Stoßkraft und Bewußtsein des Proletariats werden geweckt und gefördert durch das Zusammenleben und kollektive Handeln innerhalb der Hausgemeinschaften.

Die Errichtung der Haushaltsgemeinschaft ist eine revolutionäre Tat des Proletariats, und zwar die erste sozialistische, wenn auch in der Defensive. Aus dieser Abwehr wird das Proletariat bewußt zum Kampfe übergehen, das Recht des Menschen ist ihr Ziel. Alle Sitten, Gesetze und Besitzzustände werden umgestürzt durch eine bewußte Klasse. Das Privateigentum ist ausgeschaltet, auch die Möglichkeit, sich den Arbeitsertrag anderer anzueignen ohne Gegenleistung. Die Haushaltsgemeinschaft ist das Anfangsstadium einer neuen gesellschaftlichen Epoche. Es beginnt mit ihr der Klassenkampf schärfere Formen anzunehmen. Kleinbürger werden Einwendungen haben, die aber alle kleinlich persönlicher Natur sind.

Innerhalb der arbeitenden Klasse ist der Kleinbürger auf den Aussterbeetat gesetzt. Der Kleinbürger kennt eine zwangsläufige Entwicklung, vergißt aber, daß er innerhalb dieser Entwicklung handelnder Faktor und nicht Zuschauender sein mußte. Der revolutionäre Teil der arbeitenden Klasse wird der Zeit entsprechend wissen, wie gehandelt werden muß.

Milbahn-Weißenfels.

## Körperbildung, Nackkultur und Proletariat

Körpertkultur hat die durch Leibesübungen, Leibesbildung und -formung erstrebte Körpervervollkommnung zum Ziel. Grundlage hierfür ist die Erkenntnis, daß Körper und Geist in unlösbarer Harmonie verbunden sind. Den Anstoß, diese zersetzende Erkenntnis zu verwirklichen, gab die durch bürgerliche Verhältnisse geschaffene unharmonische Einheit im Menschen, welche während und nach dem Kriege in erploßben Entspannungen erschreckende Eiterbeulen am Leib der Gesellschaft aufwarf. Die Schuld tragen Familie, Schule und Religion in der Erziehung des Menschen vom unbewußt lebenden Kinde zum bewußt handelnden Charakter, aus folgenden Wahrheiten heraus: Dem Urtriebe des Kindes, Bewegung und lautes Bemerkbarmachen seiner Anwesenheit, in denen die Anfänge von Körperbildung und Entwicklung unzweifelhaft wurzeln,

muß jede Raumbeschränkung hinderlich sein und einen gewissen Zwang für die freie Ausübung seines kindlichen Willens bedeuten. Wohnungsamt ist ein Ausdruck bürgerlicher Schuld, „Gute Stube“ ist ein Ausdruck eigener Schuld. Mit dem 6. Lebensjahre häuft sich nun die Schuld der außerhalb unseres Willens herrschenden Verhältnisse durch Schule und Religion. Die Schuld der Schule prangern in umfassender Weise zwei nackte Statistiken an: Zu einem Male sind 95 Proz. (17 D. Red.) aller Schwermund- und Fehlgeburten zurückzuführen auf das 8 Jahre lange, 5 Stunden tägliche Einzwingen des wachsenden, keimenden Körpers in den doppelrechtwinkligen Schulbank-Schraubstock — zum andern Male hat der größte Prozentsatz aller Geschlechtskrankheiten in der durch die Schule betonten geistigen Tätigkeit und körperlichen



Bernachlässigung, was sich, und auch heute noch, in der Aufteilung des Schulplans wie 4:1 gegenübersteht. Diese anezogene Unharmonie von Körper und Geist mußte den jungen Menschen, der mit Beginn geschlechtlicher Reifung in das Leben trat, in einen inneren Kampf mit sich selbst bringen, mußte sein Gleichgewicht, als Grundlage vollwertig mitzuschaffen in der Gemeinschaft der Menschen, zerstören. Daß die Religion den dritten Teil allgemeiner Schuld trägt, darum, weil sich doch ihre ganze Grundlage aufbaut auf einer Idee, die im Geistigen wurzelt und auf Geistiges vorbereitet, wie überhaupt die Religion jeden körperlichen Trieb als Gluch des Fleisches verneint und ihn vollständig zu unterdrücken und auszuschalten versucht. In gleicher Weise sind darum Kirche und Schule mitschuldig an einem verkrüppelten Menschentum.

Mit dieser Feststellung wäre gekennzeichnet das Verhältnis der Bourgeoisie zur Körperkultur; denn Schule und Religion sind Klasseninstrumente, sind Mittel, mit denen man versucht, die Masse in einem Zustande zu erhalten, der sich in der Zufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen ausdrückt. Daß nun das Proletariat in seiner Beziehung zur Körperkultur zur Selbsthilfe überging, darum und aus der Erkenntnis heraus, weil Körperkultur zu pflegen kein Klassenprivilegium ist, weil Körperkultur ein Weg zur Erreichung unserer Ziele ist, der da sagt: Erst Revolution am eigenen Körper durch Ueberwindung bürgerlicher Traditionen und dann mitwirken am Kampf um die Revolution innerhalb der Gesellschaft. — Wir müssen den Verbollkommungstrieb im Menschen anwenden auf eine allseitige Durchbildung des Körpers als Grundlage für ein gesundes geistiges Arbeiten, weil der Geist erst durch den Körper bedingt ist. Wir müssen ferner versuchen, einen regelmäßigen Ausgleich zu schaffen in der Erhaltung und Aufnahmefähigkeit der beiden Organe, Körperkultur muß uns zum Körpererlebnis werden, in der Weise, wie wir Naturerlebnis und jedes andere geistige Erlebnis zu unserer Verbollkommnung vertwerten. Wir müssen den Menschen zunächst dazu bringen, Kritik zu üben am eigenen nackten Körper. Und das bedeutet schon eine Ueberwindung bürgerlicher Moraltradition, den eigenen nackten Körper ruhig und mit bestimmten Ernst zu betrachten. Da werden wir sehen, wieviel noch an einer körperlichen Verbollkommnung fehlt, und in uns wird der Wille geweckt werden, diese Fehler zu beseitigen, und allein dieser Wille wird Mittel genug sein, es zu

erreichen. Auf diesem Wege haben wir unsere Hauptaufmerksamkeit den Hautdrüsen zuzuwenden, die durch ihr Ein- und Ausatmen dem Blute die notwendigen Bestandteile seiner Körperaufbauenden Tätigkeit zuführen. Gefördert wird diese Tätigkeit durch den Sonnenreiz der Haut; gehemmt durch Kleidung überhaupt, zum mindesten durch unnatürliche, kann sie aber auch Krankheiten rheumatischer und anderer Art verursachen. Hieraus erwächst, vorweggegriffen, die große hygienische Berechtigung der Nacktkultur, die auch die kleine Badehose verwirft, weil von jener gerade die sehr empfindlichen Organe des Unterleides bedeckt werden, die durch ihre Funktion eine stärkere Hauttätigkeit erfordern als andere Teile des Körpers. Die Mittel, Körperkultur zu treiben, sind die primitiv einfachsten: Sport und Gymnastik. Turnen darum nicht, weil es vor allem schädlich ist für die Körperentwicklung des Kindes. Rein äußerlich würde auch das Gerät durch seine Tätigkeitsbeschränkung auf bestimmte Formen einen Zwang bedeuten; weiterhin wird aber in den meisten Fällen der Schwerpunkt des Körpers, der an und für sich im Becken liegt, nach den Schulterblättern verlegt. Sport können wir dagegen bis zu einem gewissen Grade mehr anerkennen. Schon wenn wir, nur um zwischen den verschiedenen Sportarten zu wählen, den Schwimmsport als denjenigen herausgreifen, bei dem alle Muskeln, alle Organe, des menschlichen Körpers in Tätigkeit treten, der darum am nützbringendsten in den Dienst der Körperkultur gestellt werden kann. Aber was darüber hinausgeht, ist vom Uebel; denn Sport bedeutet in den meisten Fällen nichts weiter als Sammlung und Steigerung von Körperkräften und -tätigkeiten im Ringen um Rekorde und Meisterschaften. Es ist eine rein kapitalistische Form, denn schnelle, angestrenzte Körpertätigkeit in Sport und Spiel muß sich auch naturnotwendig auf die Arbeit im Produktionsprozeß übertragen; denn Rekord ist — Akkord. Haben wir nun Turnen und Sport im Verhältnis zur Körperkultur verneinend betrachtet, so müssen wir in der Gymnastik das suchen und finden, was eine vollkommene Körperkultur möglich macht. Daß wir aber verschiedene Gymnastiksysteme haben, die mit den verschiedensten Reform- und Nahrungsfragen verbunden sind, daß sich all das nicht auf ein und derselben Anschauung aufbaut, macht es notwendig, jedem einzelnen zu überlassen, die seiner Konstitution am besten angepaßte Art und Form zu wählen, schon darum, weil ja jeder Mensch eine Welt für sich darstellt und die

Verschiedenheit menschlicher Naturen allgemeine Normen kaum verträgt.

Das langsam sich formende Gesamtbild der Begriffe und Fragen muß aber unvollkommen sein, wenn wir nicht versuchen, auch die Frage der Nacktkultur (als notwendige Ergänzung einer Körperbildung) mit gleichen klaren Augen zu lösen. Greifen wir die Frage unverfälscht aus der Wirklichkeit des Lebens heraus, so erkennen wir: Der Gedanke, seinem Mitmenschen, ohne Trennung von Geschlecht und Alter gegenüber zu treten, ist für die meisten so neu und ungeheuerlich, daß es ihnen gar nicht möglich erscheint, über die Verwirklichung überhaupt zu reden. Wir müssen das verstehen. Es ist das Werk Jahrtausend alter Sitte und Gewohnheit. Ein Werk, in dem wohl die Kleidung die größte Rolle spielte. Das ursprüngliche Motiv zur Verhüllung des nackten Körpers ist in der Bevölkerungspolitik zu suchen, d. h. man erkannte, daß der nackte Körper nicht den Sinnenreiz ausübte wie der verhüllte, einen Sinnenreiz, der Hauptkonsonant für erhöhte Fortpflanzung, im wahren Sinne gesagt, für erhöhte Menschenproduktion, bedeutete, der aus ungewollter Mutterschaft Kanonensutter preßte (§§ 218 und 219! Antimilitarismus!). So wurde der Mensch zum Sklaven der Kleider; so führte die bürgerliche Moral, begünstigt durch das kleidungsbedingte Klima unseres Landes, durch Eitelkeit und Mode, dahin, den nackten Körper sich gar nicht anders als im Zusammenhang mit geschlechtlichen Fragen zu denken, und dieses wie jenes als unsittlich

hinzustellen. Dagegen rebelliert immer wieder gesunde Jugend. Hier liegt unsere Aufgabe, als Naturfreunde einzugreifen. Bejahen wir alles Natürliche, dann müssen wir dahin kommen, den nackten menschlichen Körper, auch den des anderen Geschlechts, frei von jeder sexuellen Empfindung, als etwas Natürlich-Selbstverständliches sehen zu können. Das kann natürlich nicht in dem Augenblick geschehen, wo wir es zur sittlichen Forderung erheben. Es bedarf erst eines inneren Kampfes jedes einzelnen Menschen, indem er, als Produkt seiner Verhältnisse, die mit ihm aufgewachsenen bürgerlichen Anschauungen zu überwinden versucht. Und nicht nur versucht, sondern überwinden muß. Wir müssen mit den alten heuchlerischen Moralbegriffen brechen. Unanständig kann das Nackte nur für den Unanständigen sein; wir sehen an Stelle des anezogenen Schamgefühls das Gefühl sittlicher Selbstverantwortung, und aus ihm heraus, bestärkt durch die Natürlichkeit unserer Weltanschauung, bejahen wir die Nacktkultur nicht als Selbstzweck, wohl aber als Mittel zur Erreichung der durch Hygiene und natürlicher Moral aufgestellten Ziele. Nacktkultur und Körperkultur bedeuten zusammen einen Aufgabenkreis, der die wahre Vervollkommnung des menschlichen Körpers anstrebt. Eines Körpers, der dem Geist wahre Wohnstatt sein will; ein Körper, der vollwertig mitbauen kann an der Gemeinschaft der Menschen, mitbauen kann am proletarischen, klassenlosen Staate.

Werner Martin-Erfurt

## Unsere Feste ins Freie!

Unser Wille, in langsamer aber unaufhaltbarer Arbeit die Lebensführung der arbeitenden Menschen im Sinne unserer Weltanschauung zu ändern, verlangt scharfe Überprüfung bisheriger Sitten und Gebräuche. So stoßen wir auch auf die Tatsache, daß die Art und Weise, wie wir Arbeiterfeste, sei es im Kleinen oder Großen begehen, noch immer die üblen Begleiterscheinungen der bürgerlichen Gesellschaft trägt. Das Hauptmerkmal dabei ist, daß der Geist der Feier nicht zum Durchbruch kommt und der erhebende Gedanke verschüttet bleibt.

Wie aber meist die Begleiterscheinungen solcher Feste leicht und sogar unwürdig sind, wird wohl manchen schon betroffen haben. Gäle, durch Rauch, Speisengeruch, Ausdünstung un-

erträglich gemacht, ein allzustarker Verbrauch an alkoholischen Getränken und dann als Folge eine diesen Umständen entsprechende Geselligkeit mit dem antwidernden Kneipentum, das sind Dinge, die Feste unserer Anschauung nicht zukommen. Auch hier wartet auf uns Naturfreunde ein Gebiet fruchtbarer Arbeit. Aus unserer Naturliebe heraus wollen wir trachten, Einfluß zu gewinnen auf die Art und Weise, wie die Arbeiterschaft ihre Feste feiert.

Da soll vor allem der Grundsatz gelten: Hinaus ins Freie. Nun wird dies nur zu günstiger Jahreszeit möglich sein. Aber da die Arbeiterschaft ihre großen Feste ohnehin im Frühjahr bis in den Herbst feiert und alle anderen Feste an keine Kalendertermine gebunden sind,

wäre es angebracht, wenn schon Feiern stattfinden sollen, sie zu schöner Jahreszeit zu begehen.

Es ist auch nicht notwendig, durchaus eine Gastwirtschaft als Mittelpunkt zu wählen und die Feststimmung durch kräftigen Alkoholverbrauch heben zu wollen. Darin sollen sich ja eben unsere Feste von denen der bürgerlichen Art unterscheiden, daß wir nicht in dieselben Fußstapfen des Spießertums und seiner leichteren Unterhaltung treten.

Wir wollen unsere Feste unter freiem Himmel

inmitten der Landschaft begehen. Mehr oder weniger hat ja jede Gegend reizvolle Matten, Wiesen, Waldlichtungen. Dort unter Bäumen, auf schwellendem Grün, am Rande eines Waldschlages, an den Ufern des Flusses sollen wir uns zu Fröhlichkeit vereinen.

Wie ganz anders mögen dann die Worte eines tüchtigen Sprechers zu unseren Herzen dringen, wie weihetvoll, wie erhebend wirken Umwelt und Wort auf die Zuhörer.

## Frühlingsmorgen

Sing in den Morgen hinein. Mai wehte durch junggrüne Blätter und Blüten lächelnd weiß und duftend. Weiße Wolken zogen über blauen Himmel und leichter Wind sprang auf, saugend und kühl. Auf der Dorfstraße sah ich die erste Schwalbe — flog dicht über die Erde dahin und pickte auf sonnenüberflutetem, rauhen Pflaster.

Ich ging! Ging still! War so allein!

Die Felder — Saaten und leere Schollen leuchteten in der Sonne. Manchmal flog Schatten darüber hin, wenn die Wolke die Sonne verhüllte. Ließen in mir zurück Schatten vergangener Tage, Tage, die in Sonne gegangen waren, aber endlose Schatten zurückließen.

Stand am Waldestrand und die Vögel fangen. Hinter den Feldern wehten die Birken im jugendlichen Laubhaar, waren wie Mädchen im Sommermorgen, liebevoll und heilig. Und gedachte des Mädchens, dem mit den schwarzen Locken und dem bleichen Gesicht, mit dem Munde aus blutroten Rosenblättern — die der Sturm vorzeitig entrisen der springenden Knospe; dachte des Mädchens mit der zitternden Seele.

Mädchen! hat mich längst vergessen — liebt mich längst nicht mehr — haßt mich wohl schon. Mädchen aus der Heide, warst bei mir, einen Tag, eine Nacht. Nacht — standen wir hier bei dem Walde — bei der alten Heide, am Bache, der den Erlen liebe Worte sagt — standen und küßten uns. Und der Mond schwebte über allem, über Wald und Feld, über Wiese und Weg, über dir und mir, über Gutes und Böses, über meiner unendlichen Liebe zu dir, Mädchen, warst arm, aber reich an Milde deiner leisen Seele!

Aber — — — warst nicht bei mir, nicht bei meinen Brüdern und Schwestern, liebtest nur

meine träumende Seele, nicht meinen vollenden Geist: Kampf! Standest drüben bei den andern mit deinem Hirn, jenseits der Grenzpfähle, sandtest nur dein Herz zu dem meinen, liebtest nur mich, den Menschen, nicht mich, den Stürmer!

War eine gewaltige Kluft zwischen dir und mir!

Aber — — — da siegte die Kraft meiner Liebe! Mit Küßen habe ich dich überzeugt von der Wahrheit des Weges der Millionen Brüder und Schwestern und mir. Ein Druck meiner Hand war das Siegel des Bundes der Hirne — deines und meines — und mit welchen Worten meißelte ich ein, flammende, gigantische Schrift deiner Seele. Da zogest du mich an dein Herz und kamest zur mir über die Grenze und warst meine Schwester, Genossin des Kampfes, des Weges, des Zieles, Genossin der Tat!

Das war in der Nacht! Dann gingst du zurück in die Heide und wandeltest dort, wo mein Auge nicht war — wo man leise spricht und sanfte, schmerzlose Lieder singt — — — und vergaß mich ganz; doch nur mich — nicht die Idee, der ich begeistert folge und Millionen Brüder und Schwestern.

Erhieltest dir die Idee! Trugest das Schwert wie jubor! Aber du pflücktest Blumen und schmücktest die springende Schneide damit. Machtest das Feld der Rebellion zum duftenden Blumengarten. O — war das recht?!

Waldveilchen blühen am Waldrand, doch dazwischen ragen verdorrte Königskerzen auf. Sie haben schon einen Winter gesehen und bleiche Mädchen mit schwarzen Locken — — — und starben verlassen.

Ich bin nicht gestorben! Wenngleich du von hinnen gingst, zurück in die Heide! ich bin nicht



gestorben. Das ist Geschichte und Geschick des Lebens. Über Liebesgräber hinweg geht brausend der Sturm des Umsturzes, Sturm des Kampfes um Licht, Sturm der flammenden Begeisterung zu sterben für Ideale, Sturm der Befreiung. Ich habe verloren! Aber Millionen Sehrende werden gewinnen, finden, siegen. Vor Tagen zogen sie mit roten Fahnen durch die Straßen, sangen und freuten sich, denn es war ja ihr Tag, Maitag, Schwurtag, Schwerttag, Kampfstag! Zogen durch die Straßen und Gassen hinaus in den Wald. Aber durch ihr Lachen klang endlos Schrei der Gequälten, Klage der Tausende gefangener Brüder, kerkergebeugter, kettengefesselter. Gräber brachen am Wegrande auf, Gräber der Gemordeten!

Doch die Birken standen im jungen Grün.

Mädchen, daß du mich vergahest, tut mir weh, wie den Blumen der Winter. Aber nichts ist es, gegen die Qualen der Völker in endlosen Wüsten-

wanderungen — — — suchen das Brot und sterben kämpfend am grünen Rande der Dase, oder siegen, zerschlagen von der Willkür der Herren, der Peiniger.

Nichts ist mein Leid gegen Millionen Leiden!  
Der Frühlingsmorgen hat mich geklärt!

Die Wolken ziehen, die Winde gehen und die Waldbeilschen blühen.

Ich denke an dich, Mädchen, Genossin,  
Schwester — ohne Qual.

Wer weiß, wo du bist! In der Heide?! Gleichviel, du bist unter den Armen, die eine Rebellion gebären werden, die Revolution.

Ich sehe dich nicht wieder. Aber die Zeit geht entfesselt ihre Wege.

Der Frühling wird wieder gehen, der Sommer wird Früchte bringen und Herbst und Winter werden Blumen und Blätter zerfetzen. Aber einmal kommt der ewige Frühling, der Frühling der Armen.

Hans Lorbeer-Pfeisterik.

## Ilmenauer Wandertage

(Schluß)

Der Körnbachgrund ist mit seinen vielen Felsklippen ein Glanzpunkt in der näheren Umgebung des lieblichen Badeortes. Geradeaus der Totenstein, von dessen Gipfel am 8. August 1778 Goethe an seine liebe Lotte schrieb:

„Mir ist so wohl und doch so traurig.  
Zeichnen konnt' ich gestern nicht. Ich saß auf  
Wittelebens Felsen, die herrlich sind und konnt'  
nichts hervorbringen, da schrieb ich dir:

Ach wie bist du mir,  
Wie bin ich dir geblieben!  
Nein, an der Wahrheit  
Verzweifelte ich nicht mehr.  
Ach, wenn du da bist,  
Fühl ich, ich lieb dich so sehr.“

Vor unseren Füßen die übermoosten Mauerreste der alten Wassermühle, in deren Fremdenbuch sich der alternde Goethe eintrug, da er auf jenem einsamen Spaziergange, von den Fittichen des allgewaltigen Todes bereits überschattet, über des Schwalbensteins Höhe, an Elgersburg vorbei, hierher gelangte. Welch' ein wunderbares Bekenntnis seiner Seele, das er an seinem letzten Geburtstag in dieser stillen, im heimlichen Grunde liegenden Mühle niedergelegt:

„Lange hab' ich mich gesträubt  
Endlich gab ich nach.  
Wenn der alte Mensch zerstäubt,  
Wird der neue wach!  
Und so lang' du das nicht hast,  
Dieses »Stirb und Werde«,  
Bist du nur ein trüber Gast  
Auf der dunkeln Erde.“

Der eine der beiden Felsen, die am Taleingang treue Wacht halten, trägt den Namen unseres Altmeisters. Und dann führt uns der Weg bergauf; im Grunde der Körnbach, zur rechten Seite reiht sich Fels an Fels, von denen auch dem „plattbütschen“ Dichter Frits Reuter einer geweiht ist. Bald sind wir auf der Straße angelangt, die vom Tale heraus zur Schmücke führt. Ein herrlicher Blick bis auf das nordöstliche Thüringer Hügelland lohnt den Aufstieg. Aus übervollem Herzen bricht sich ein Jodler Bahn und ein vierfaches Echo hallt von den Bergwänden wider.

Nach längerer Wanderung grüßt aus dunklem Grün der Mönchhof (752 m), eine Försterwohnung mit kleiner Wirtschaft. Hier kreuzen sich die Straßen nach Elgersburg, Arlesberg und zur Schmücke. Der Mönchhof war eine Gründung des Georgenthaler Klosters, das hier

den „Mönchwald“ besaß. In dem kleinen Gebäude hauste ein Mönch als Waldhüter.

Seitlich unter Fichten steht der uralte Mönchstein. Von ihm geht die Sage, daß ihn ein Mönch seiner Liebesünden wegen über das Gebirge getragen haben soll, bis er eines Tages tot ins Moos sank. An dieser Stelle habe man ihn begraben und den Stein mit seinem Bildnis auf das Grab gesetzt. In Wirklichkeit ist es aber der uralte Grenzstein des genannten Klosters, der das Bildnis des „heiligen Georg“ in undeutlichen Umriffen zeigt. August Trinius hat die Begebenheit in einem Gedicht geschildert:

„Beim Mönchhof, wo aus der Täler Lauf  
Keuchen die Straßen zum Gebirge hinauf,  
Da haben sie ihn wieder aufgerich't,  
Den uralten Stein mit dem zerschlag'nen Gesicht,  
Mit den Runzeln und dem grauen Haar,  
Um das Stürme tobten viele hundert Jahr.  
Und als über den Hochwald Dunkel sich senkt,  
Ein kleiner Zug zum Steine lenkt.  
Vier Menschenkinder, Hand in Hand,  
Blicken zum Steine unterwandt.  
Halb lachend, halb sinnend, ein junges Blut,  
Eine Frau, mit Augen wie Sonnenglut,  
Einer, der klopfenden Herzens lauscht,  
Was der Nachtwind aus den Wipfeln rauscht;  
Der Vierte aber senkt ernst das Haupt,  
Und leise spricht er: »Wenn's mir erlaubt,  
Dann möcht' ich unter diesem Stein  
Wohl dermaleinst begraben sein!«  
Und wieder schweigen rings im Kreise.  
Da hebt es an, da regt es sich leise,  
Wie Geisterflüstern zieht's durch die Nacht —  
Der alte Mönch ist aufgewacht.  
Durch den steinern' Leib rieselt flüchtiges Leben  
Und die Lippen künden mit heimlichem Beben:  
»Ich fehlte einst! Und um der Liebe Schuld  
Da nahm ich den Stein auf in Geduld  
Und trug ihn im härenen Ordenskleid  
Ueber die Berge in Weh und Herzensleid  
Büßend und betend und sehnsuchtskrank,  
Bis ich zu Tode niedersank.  
Ihr Bild — ihr Name: Mein letztes Wort!  
Sie haben mich begraben am grünen Ort,  
Sie setzten den Stein zu Häupten mir,  
Denkmal der Schuld und doch auch Herzenszier!  
Keiner geht ohne Schuld durch die Welt.  
Wem aber die Liebe das Herz erhellt,  
Die Liebe, ob sie fein darf oder nicht,  
Der schaut wie in Gottes Angesicht,  
Der fühlt, aller Dinge Anfang und Ende  
Ruh'n in der Liebe Händel!

Viel hundert Jahr' hielt ich hier Wacht  
Und habe darüber nachgedacht.  
Viel hundert Jahr' werd' ich noch steh'n,  
Wenn Geschlechter auf Geschlechter vor mir verwehn  
Und wer des Weges kommt gefahren  
Und hat der Liebe Leid erfahren:  
Dem will ich still ins Auge seh'n,  
Daß er getröstet kann weitergeh'n!  
Still ist's wieder im dunklen Tann,  
Vier Menschenkinder sehen mich an,  
Und Hand in Hand sie schreiten zurück,  
Im Herzen ein Ahnen von höchstem Glück.“

Geht man eine Viertelstunde weiter, so erreicht man am Waldestrand die Marienquelle. Welch' ein Auslug! Wie prächtig bauen sich zu beiden Seiten der Elm die Häuser von Manebach-Kammerberg auf! Nach links sich immer mehr weitend das Elmtal mit Elmenau und den rauchenden Schloten des Hüttengrundes nach Gehren zu. Drüben der dunkle, turmgeschmückte Kieselhahn. Aus ihm ragt der Hermannstein hervor, ein Zeuge Goetheschen Liebesglücks.

Wie viele Briefe und Skizzen sind von hier aus nach Kochberg geflattert, wo Frau von Stein zumeist wohnte. So schreibt der Dichter am 22. Juli 1776:

„Ich hab' auf der andern Seite angefangen, etwas zu zeichnen, es geht aber nicht, drum will ich lieber schreiben in der Höhle unterm Hermannstein, meinem geliebten Aufenthalt, wo ich möcht' wohnen und bleiben. Liebste, ich habe viel gezeichnet, sehe aber nur sehr wohl, daß ich nie Künstler werde. Die Liebe gibt mir alles und wo die nicht ist, dresch' ich leeres Stroh. Der malerischste Fleck gerät mir nicht, und ein ganz gemeines wird freundlich und lieblich. Es regnet scharf im tiefen Wald. Wenn du nur einmal hier sein könntest, es ist über alle Beschreibung und Zeichnung.“ — Dann heißt es weiter:

„Adio, ich will mich an der Felsenwand und den Fichten umsehen. — Es regnet fort. — Hoch auf einem weitringssehenden Berge. Im Regen sit' ich hinter einem Schirm von Tannenreisern. Warte auf den Herzog, der auch für mich eine Büchse mitbringen wird. Die Täler dampfen alle an den Fichtenwänden herauf.“

Ueberall gedenkt er der geliebten Frau. Drunten in Manebach schreibt er von Kantors Gärtchen, seinem Lieblingsplätzchen, aus, unterm 29. August 1770 an sie:

„Zwischen Gebirg' und Fichtentwald hab' ich heute Abend gefessen und zeichnen wollen, aber

es ging nicht. Meinen Weg von Ihnen herüber hab ich glücklich gefunden. Wie wohl ist mir's, daß ich erst bei Ihnen war. Wie lieb ich Sie habe, fühlt' ich erst wieder in dem Augenblicke, da Sie vergnügt und munter waren; die Zeit her hab' ich Sie nur leiden sehen, und das drückt mich so, daß ich auch meine Liebe nicht fühlte."

Zwei Tage später fügt er aus Ilmenau hinzu: „Ich schicke Ihnen, was ich den 30 ten in des Kantors Gärtchen gezeichnet habe. Wunder dachte ich, was ich alles fertigen wollte und nun ist dies alles. Ich bin hier immer allein, die andern laufen auf den Gebirgen herum. Heute Abend gehen wir nach Stückerbach."

Weiter geht's durch summanden Wald, am Schöffenhaus vorbei, bis wir im Gebiet des Hangeberges wandern. Hier erhebt sich 686 m ü. d. M. an der linken Ilmtwand der Schwalbenstein. Hier durfte Goethe am 19. März 1779 in sein Tagebuch schreiben:

„Serenio die, Quietamento (hellen Himmels, froher Seele) schrieb ich nach einer Wahl von drei Jahren den vierten Akt meiner Iphigenia in einem Tage."

Eine eberne Tafel am Fuße des Felsens enthält die Stelle aus der ersten Bearbeitung der „Iphigenie auf Tauris“:

„Wem die Himmlischen viel Verwirrung zugebracht haben, wem sie erschütternde, schnelle Wechsel der Freude und des Schmerzes bereiten, dem geben sie kein höher Geschenk als einen ruhigen Freund.“

Weiter heißt es dann: „Auf diesem Felsen dichtete Goethe den IV. Akt der Iphigenie am 19. März 1779.“

Das alte Birschhaus, in dem der Dichter oft weilte, hat längst einem Aussichtstürmchen Platz gemacht. Und die schöne Aussicht in das Ilmtal, welche ihn so oft begeisterte, ist auch verwachsen. Nur die Erinnerung ist geblieben.

Die Dämmerung ist hereingebrochen. Die Berggräben hinab geht es. In ihnen floß einst das Wasser zum Betriebe der Maschinen der alten Ilmenauer Bergwerke. Unten im Tale funkeln die Lichter von Ilmenau.

##### 5. Die Gemeinde Gabelbach

Stolz ragt aus den Thüringer Tannen, Des Kettelbahns Haupt in das Land, Von Goethe in klassischem Griechisch Allectryogallonax genannt.

Vom Wald, wo das Lied er gesungen:

„Ob allen Wipfeln ist Ruh'“

Da schaut eine kleine Gemeinde

Stillsiedlich den Weltbändeln zu,

(Gabelbachlied von B. v. Scheffel.)

Am Denkmal des Dichters Dr. Friedrich Hofmann vorbei steigen wir die Gabelbachchauffee hinan. Zur Rechten erinnert uns der Forstort „Schweinsrasen“ an jene Zeiten, da der Ilmenauer Schweinehirt mit seinen „Pflöglingen“ an dieser Stelle Mittagsrast hielt. An den Schweinsrasen schließt sich das erste westliche Seitental des Gabelbaches, der „Ascherofen“ an. Frühere Zeiten sahen in ihm zwei kleinere Werke, die Pottasche durch Auslaugen der Asche der Zweige von den Bäumen fabrizierten. Schon 1578 hieß dieses Tal nach dem Ofen, in dem die Zweige zu Asche verbrannt wurden, der „Ascheroben hinter der Hohen Schleifen hero“. Ein Stück weiter oben am Eingange des Gabelbachgrundes, auch einem Seitental, befindet sich das Scheffeldenkmal, welches 1886 nach seinem Tode die Gemeinde Gabelbach dem Dichter des „Ekkehard“ setzte. Unter einem wohl gelungenen Kopfreliet befindet sich der Anfang aus des Dichters erstem Bergpsalm:

„Langsames Herz, in Stürmen geprüft,  
Im Weltkampf erhärtet und oftmals doch  
Zerknittert von schämigem Kleinmut,  
Aufsichzue in Dank  
Dem Herrn, der dich sicher geleitet!  
Du hast eine Ruhe, ein Obdach gefunden,  
Hier magst du gefunden!“

Bald nähern wir uns dem Forstort „Herzogsröder“, in dem der Gabelbach entspringt. Und dann grüßt uns der „Kleine Gabelbach“ (757 m ü. d. M.) inmitten einer saftiggrünen Bergwiese. Ehedem diente es als Sitz der Gemeinde Gabelbach, von der Scheffel in seiner „Linde am Eittersberg“ singt:

„Auf des Kettelbahnes Gipfeln  
Huldigt hoch ob Dach und Fach  
Unter immergrünen Wipfeln  
Die Gemeinde Gabelbach.“

Nach dem Sitzwechsel der letzteren ist es seinem ursprünglichen Zweck als Forsthaus zurückgegeben worden.

Von hier aus hat man einen herrlichen Fernblick auf das nordöstliche Thüringer Hügel-

land bis zum Ettersberg bei Weimar. Doch heute ist uns der Wettergott nicht hold. Bleigrau ist der Himmel mit Wolken überzogen. Die Landschaft ist in ein undurchdringliches Grau gehüllt. Kaum ist unten Ilmenau zu erkennen. Aus den Tälern brauen die Nebel herauf, sich an den Berghängen hinstehend. Ab und zu klatscht ein Regenschauer hernieder.

Wir aber lenken unsere Schritte am Kurbauß Gabelbach vorüber zum Jagdschloß gleichen Namens, dem jetzigen Sitz der Gemeinde Gabelbach. Der „Große Gabelbach“, wie es auch genannt wird, wurde im Sommer 1783 unter Karl August, dem vielgenannten Freund Goethes, vom weimarischen Staat errichtet und diente zu Jagdzwecken. Seit 1909 ist die Gemeinde Gabelbach Inhaberin des Schlosses.

Alter Überlieferung zufolge wurde die Gemeinde Gabelbach am 1. April 933 von Heinrich dem Vogler gegründet, der nach der siegreichen Schlacht bei Artern (Nähe in der Goldenen Aue?) gegen die Hunnen, an dieser Stätte rastete. Er selbst war der erste Schulze und schmückte sich als erster mit der Schulzenkette von goldenen und silbernen Tannenzapfen und selbstbewußt stehen auf ihr die Worte: „Schaut her! Ich bin's — der Schulze von Gabelbach!“, wenn sie bei festlichen Gelegenheiten getragen wird. Er stiftete für verdiente Gemeindeglieder den „St. Tannenorden“ und verlieh ihr manche Rechte und Gesetze. Die darüber ausgestellten Urkunden waren in späteren Zeiten lange verschwunden.

Die weitere Geschichte Gabelbachs entsprach nicht dem glänzenden Anfang. In späteren Jahrhunderten sank sein Ansehen immer mehr herab, denn nicht jeder Kaiser bewies ihm solches Wohlwollen wie sein Gründer. Soll doch sogar der böhmische Kaiser Wenzel die berühmten „Reichskleinodien von Gabelbach“ vertrunken haben. Im Dreißigjährigen Kriege stahlen die Schweden das silberne Geläut vom Rathhaus der Gemeinde, der Turm sank bald darauf in Trümmer und Gabelbach schien dem Untergang geweiht zu sein.

Soweit die Sage, die aber dort oben für jeden Ortsnachbarn zur unumstößlichen Tatsache der Weltgeschichte gehört und wehe dem, der daran zweifeln wollte!

Wie ist denn aber nun die Gemeinde Gabelbach entstanden? Seit 1859 fanden sich im „Kleinen Gabelbach“ allwöchentlich Männer aus jenen Ständen, die der Volksmund so treffend als „Honoratioren“ bezeichnet, zusammen,

um sich in diesem Häuschen, über dessen Eingang der gemüthliche Willkomm:

„Freudig trete herein  
und froh entferne dich wieder,  
ziehst du als Wanderer vorbei,  
segne die Pfade dir Gott!“

prangte, von der „Last und Hitze“ in der verfloßenen Woche zu erholen. Durch Zufall wurde die Gesetzesammlung Heinrichs I. wieder aufgefunden und im Januar 1870 die uralte Schulzenwürde mit allen Rechten und Pflichten erneut, mit der Bestimmung, daß dieses „ehrwürdige Amt“ stets dem Herrscher im grünen Tann, dem jeweiligen Oberförster, zufallen sollte.

Zu was denn solch großes Aufheben von einer Gesellschaft, deren Mitglieder im großen Ganzen doch hauptsächlich nur unsere Bedrückter und Ausbeuter sind? So werdet ihr mich fragen, liebe Naturfreunde! Warum? Nun, eben deshalb, weil diese Gemeinde durch die Namen ihrer Gemeindeglieder, eines Scheffel, eines Baumbach usw. weit über die Grenzen Deutschlands bekannt geworden ist!

Der erste Gemeindeglieder Johann Viktor v. Scheffel, wollte auf die Einladung seines Jugendfreundes Schwanik am 6. April 1878 zum erstenmale in der Mitte der Gemeinde. Als man ihn zum Ehrenbürger ernannte, da machte er sich zum Dank zum ersten „Gemeindepöeten“ von Gabelbach. Ins Fremdenbuch trug er die Worte — es war gerade die Zeit der Bankkrache — ein:

„Daß die Gemeinde Gabelbach waldbluftfröhlich nie verkrach! Dies wünscht J. V. v. Scheffel.“

Auch die drei folgenden Sonnabende beging der neue Gemeindepöet im Kreise der Gabelbachianer und hielt es zweimal dort oben bis zum Morgenschrei des Hahnes aus. Bis zu seinem am 9. April 1888 erfolgten Tode blieb die Gemeinde mit ihm im regen Austausch poetischer Gaben.

Der Nachfolger Scheffels wurde Dr. Friedrich Hofmann im Jahre 1888, doch schon im selben Jahre wurde er ihr durch den Tod entzogen. Aus seiner Antwort auf die Berufung seien folgende Zeilen hervorgehoben:

„In Demut muß das Haupt ich neigen;  
denn wenn zu seinem (Scheffels) Thron ich seh',  
so ruf ich: „Frei, nun mußt du steigen,  
zu hoch für dich ist fast die Höh!“

Wen aber solch ein Geist gehoben,  
wem so die hohe Tanne winkt,  
der säumet nicht, bis er da droben  
auf's Wohl des ganzen Berges trinkt."

Als dritten Poeten hatte sich die Gemeinde Gabelbach den Dichter der „Lindwirtin“, Rudolf Baumach, auserkoren, der 1890 zuerst dort weilte. In einem launigen Gedicht, dessen letzte Strophe folgend lautet:

„Bald zieh' ich aus und wand're  
In Eurer Wälder Pracht.  
Wohl haben mir zwei and're  
Das Dichteramts schwer gemacht,  
Doch nehm' ich ohn' Erröten  
Im Dichtersessel Platz.  
Wo Nachtigallen flöten,  
Singt Zeisig auch und Spatz.“

1893 trifft ihn zweimal auf Gabelbach. Von jenem letzten Besuch am 5. 8. d. J. sei nur die folgende Eintragung ins Tagebuch genannt, die sich mancher unserer Naturfreunde, wenn er auf Fahrt ist, ins Gedächtnis zurückrufen mag:

„O Freund, der du zu Fuße reißest  
Und deine Wurst im Grünen speißest,  
Wirf das umhüllende Papier,  
Das fettbefleckte, nicht von dir,  
Sted's lieber ein, es kommt die Zeit,  
Wo du es brauchest anderweit.“

1905 verstarb er nach längerem Siechtum. Sein Nachfolger ist der noch lebende Heinrich Schaeffer. Als man ihm den „St. Lannenorden“ verlieh, da schildert er dieses Ereignis von seinem damaligen Wohnort Magdeburg launig so:

„Nun neid' ich selbst den Kaiser nicht  
Um seine Herrlichkeit,  
Ein Millionär, ein prok'ger Wicht,  
Tut mir gar herzlich leid.  
Solch' hohen Orden hat man hier  
Am Elbstrand nie entdeckt,  
Ich selbst bekomme jetzt vor mir  
gewaltigen Respekt!  
Im Knopfloch, dem bekannten Ort,

Ist jetzt der Stern zu seh'n,  
Vom Spiegel komm' ich nicht mehr fort,  
Kann tagelang dort steh'n.  
Die Sprache ist mir viel zu schwach,  
Genügt mir nicht so recht,  
Um dir, Gemeinde Gabelbach,  
Zu danken, wie ich möcht'.“

Der Gemeindefaal weist in der Hauptsache Bilder aus der „Nationalgalerie“ der Gemeinde auf. Unter den Scheffelerinnerungen, die zahlreich die Wände schmücken, sei nur das bekannte Lichtbild der A. v. Werner'schen Zeichnung genannt. Wir sehen dort Scheffel als fröhlichen Wanderer, den großen Künstlerhut auf dem Kopfe, die Hosen in den Stiefeln, das Ränzeln umgehängt, wie er, mit gewaltigem Regenschirm bewaffnet, am 4. Oktober 1882 seinen Lieblingsberg Hohentwiel besteigt. Die Widmung lautet:

„Mag lauern — mag trauern  
Wer will, hinter Mauern,  
Ich fahr' in die Welt!“

1882

B. v. Scheffel der Kleinen Gemeinde Gabelbach  
am Kidelbahn ein Weihnachtsgruß.

Im „Goethezimmer“ finden wir meist die Wände mit den Bildnissen des Dichters aus allen Zeitabschnitten geschmückt. Hervorgehoben seien: „Goethe als Greis auf dem Kidelbahn“ (27. 8. 1831) und „Ueber allen Gipfeln.“ Auch ein Berganteil oder Ruz des Ilmenauer Kupfer- und Silberbergwerkes, unterzeichnet von den beiden Mitgliedern der Bergwerkskommission J. W. v. Goethe und Christian Gottlieb Vogt, ist vorhanden. Im Damenzimmer ist unter anderem das Fassimile der drei ersten und der letzten Strophe von Goethes Gedichte „Ilmenau“ in seiner Handschrift bemerkenswert.

Naturfreunde, die auch ihr es mit Scheffels Ausspruch haltet, wenn euch nach langer Arbeitszeit endlich einige Ferientage winken und auch ihr ausruft: Mag lauern — mag trauern wer will, hinter Mauern, ich fahr' in die Welt! dann besucht auch einmal das Thüringer Land und vergeßt nicht das Goethestädtchen Ilmenau!

Willy Ulrich-Ilmenau.





## Abendwanderung

Run glähen die Berge  
Im letzten Abendsonnenschein.

Es will Abend werden. Wir schreiten über den Höhenrücken, der uns zum Tal unserer Heimstätten führt. Friedlich liegt von walddgeschmückten Bergen umrankt, zu unseren Füßen die Stadt unserer Jugend, der Tummelplatz unserer Kindheitsträume. Rechts auf der Höhe steigt eine Lerche jubelnd — zitternd — glücklich-jubelnd, in das blaue Äthermeer, von Sonnengold umtoben. Und singt ihr Lied — ihr Danklied — ihr Sonnenlied dem scheidenden Tag. Über den Bergen schweben silberne Wolken, vom Gold der scheidenden Abendsonne getragen. Aus diesem Farbenmeer hebt sich der gotische Stil einer einsam auf einem Berge stehenden Dorfkirche hervor. Ihr Abendläuten klingt weit, unendlich weit über die Täler, die Stätte der Menschen, und verliert sich leis-hallend in der Unendlichkeit.

Wir setzen uns unter einen der blühenden Kastanienbäume und schauen träumenden Auges weit in das Land. Unsere Herzen öffnen sich. Öffnen sich wie die zarten Blüten der blühenden Bäume und Sträucher am Frühlingsabend. Heiligkeit erschüttert uns. Friede! — Göttlicher Friede! — Losgelöst aller materiellen Begierden sind wir. Ich — und du! Und die blühenden, jungfräulichen Birken, die sich im Winde grazios bewegen. Wie die schwerduftende, schwarzbraune Erde. Alles ist eins! — Eine Heiligkeit! — Ein umfassendes All!

Golden geht der Sonnenball zur Neige. Seine letzten Strahlen küssen die Wipfel der Bäume des Waldes. Es ist ein Bertrösten auf den kommenden Tag. Der Himmel leuchtet

blutigrot auf und spiegelt sich in dem jungen Grün der ersten Saat wider. Tausendfältig bricht sich letzter Abendröteschein auf den Wassern der Bäche und Teiche.

Die Dämmerung steigt hernieder und hüllt die Stadt zu unseren Füßen in ihren Mantel. Berge und Wälder verschwimmen in weiter Ferne. Ein Stern erstrahlt am Himmel. Der Abendstern! Und beim Näberschauen erblicken wir noch einen und immer mehr. Tausende! — Unzählige! — Die Nacht hat ihren goldgebräunten Hermelinmantel umgehungen und schreitet über die Erde.

Noch einmal ruft irgendwo ein Kuckuck. Der Wind trägt von der Landstraße die Verse eines Liedes herüber. Eines Volksliedes, das heimwärtsziehenden Wanderern (Burschen und Mädels) dankerfüllt von den Lippen quillt. Sonst ist es still. Ruhe! — Abendfriede! — Leis rauscht der Wind. Der Kastanienbaum schüttelt seine weiß-rosa Blüten über uns hernieder. Über uns! Bevorzugte Menschen der Mutter Natur. Ich und du! — Wir! — Die wir erkannt haben den Wert der unerschöpflichen Gaben der heiligen Erde. Wir — die wir sind ein Baum inmitten der Bäume des Waldes, eine Blume auf den blühenden Wiesen der Täler, ein Quell inmitten der Quellen der Berge. Komm Wind! Komm Abendwind und umwehe uns mit deinem befreienden Odem. Laß uns gedeihen und blühen, wie die Blumen und Bäume des Waldes — himmelwärts! — Komm und umbrause uns, umbrause uns wie heiliger Orgelton vielschimmiger

Choräle. — Wir Kinder, im Schoße der Mutter Natur.

Still erheben wir uns von dem kühlen Boden der schwerdustenden Erde. Unsere Seelen jauchzen das Halleluja der Freude. Von der Augenschwimper quillt eine Träne. Die Träne der Dank-

barkeit armer Menschenkinder — für das göttliche Geschenk, das sich ihnen offenbart.

Still reichen wir uns die Hände und schreiten — schreiten mit brennenden Herzen durch die beginnende Nacht, der Stadt entgegen.

R. M. Richter-Erfurt.

## Freie Gebundenheit

Je mehr Freiheit ein Mensch im Leben eringt, desto mehr bedarf er innerer Bindung. Er muß eben immer wissen, wozu er frei sein will, denn diesem Gedanken entspringt erst die ethische Berechtigung des Freiheitsdranges.

Leider wird aber die Vorstellung „Freisein“ als willkommenes Gelegenheit zu „Zügellossein“ betrachtet und das Nachgeben den persönlichen Unarten als ganz besondere Art von Launigkeit hingestellt.

Dem Stadtmenschen erscheint das Verlassen des Stadtgebietes als ein Loswerden uniformierter Ordnung und vorgeschriebener Verhaltensmaßregeln. Und dieses Gefühl des „Maulkorb- und Leinelos“ führt leider oft zu Ausschreitungen und einem Benehmen, das ganz besonders in der Natur abstoßend und beschämend wirkt. Nun ist es aber gerade ein Merkmal echter demokratischer Gesinnung in sich immer so eine Art „Aufsichtsbehörde“ fühlen. Der innere „Wachmann“ muß seinen Posten so gut ausfüllen, daß auch ohne äußere Nötigung selbstverständliche Pflichten des Anstands und der Menschewürde gewahrt bleiben.

So sehr man ein Freund von geselligem Gesang sein kann, so peinlich wird er wirken, dazu mißbraucht, die Landschaft zu „beleben“, d. h. sich vorzudrängen. Dabei möge angenommen werden, daß die gesungenen Lieder nicht die gangbaren Großstadtschlager mit ihrer Mischung aus Sote und Gehirnerweichung umschließen, sondern die bekannten Volks- und Fahrtlieder zum Tönen bringen. Aber das innere Taktgefühl muß eben verstehen lassen, wann ein geselliges Lied am Platze ist. Niemand wird Anstoß nehmen am Gesange im Eisenbahnzug, sofern er nicht endlos dauert und einen Rekord an Ausdauer aufstellen will, beim Straßenmarsch, vielleicht am Rastplatz, wenn nur die allgemeinen Begriffe von Anständigkeit der Wiedergabe gewahrt bleiben. Aber fürchterlich wirkt eine Massengesangskundgebung im stillen Wald, auf der Anhöhe im Angesicht von ragenden Ketten und leuchtenden Fernen. Hier wird der lautlose Gesang der Welt in ihrer Schönheit und

Erhabenheit so mächtig, daß das menschliche Stammeln Geräusch bleibt.

Zu den lästigsten Begegnungen gehören auch die mit „Pfeifern“. Nur, daß hier von vorn herein das würdelose und ungezogene Benehmen in den Vordergrund tritt. Kommt noch hinzu, daß die grellen, gellenden Weisen fast immer nur die Modeschlager wiedergeben, deren zappelnde, hysterische Rhythmenfolge ohnehin schon als Greuel wirkt.

Nun treten aber meist alle die genannten Sorten von Ruhestörern gemeinsam in der Natur ihre Wirksamkeit an, man stelle sich vor, was das heißt! Die Landschaft wird zum Tummelplatz niedriger Instinkte, der Wurstelprater (für Deutschland wäre hier einzusehen: „der städtische Vergnügungstrummel!“ Ann. d. Red.) ist in den Wald verlegt und das, wovor wir fliehen, grinst uns schadenstroh aus so geliebter und ersehnter Umwelt an.

Hier wird nimmer rastende Erziehungsarbeit einsehen müssen, bei Alt und Jung.

Jeder, der zur Natur kommt, um von ihr zu empfangen, muß seine Person zurückstellen, ihr Wort gibt an, wie er sich zu benehmen, ihre Sprache verstehen lernen, ist Sinn und Aufgabe jeder Bewegung, deren Gedanke die Naturliebe einschließt.

Der mächtige Strom von Arbeitsmenschen hinaus ins Freie, zum größten Teil in die Reihen des F.-B. „Die Naturfreunde“ gelenkt, muß also in das Naturbild möglichst störungslos eingefügt werden. Das Bewußtsein, als „Naturfreund“ eine Sendung übernommen zu haben, gebe jedem die Richtlinie seines Benehmens. In der Zugehörigkeit zu einer solchen Vereinigung, die Länder der alten und neuen Welt umfaßt, erblicke aber auch ein jeder Ehre und Stolz. Wer also das Abzeichen der Naturfreunde trägt, muß beispielgebend sein im Benehmen und in „freier Gebundenheit“. Jede Unart, jede Verfehlung fällt auf die Gesamtbewegung zurück, und welcher kluger Mensch würde das schädigen wollen, was ihm doch so teuer und was er liebt?

J. A.

# G a u n a c h r i c h t e n

Gaubmann: Paul Hürzer, Jena, Lößbergraben 14 / Kassierer: Alfred Forbrig, Jena, Schützenstr. 73  
Gaublerlag: P. Gering, Jena, Lutherstraße 27 / Ferienheim-Genossenschaft: Jena, Lößstedter Straße 51

Während ich dies schreibe, befinde ich mich in klinischer Behandlung. Die notwendigen Gaugeschäfte werden durch die Genossen Forbrig, Währing, Gering und mich erledigt. Alle Anschriften bleiben bis zur Schaffung eines Büros die bisherigen. Die Schriftleitung gibt Halle in dieser Nummer bekannt.

Alle Ortsgruppen sollen bis zum 10. jeden Monats (als spätesten Termin) ihre Monatspläne für den kommenden Monat an die halleische Adresse geben. Für die Programmbeilage ist es erforderlich, die Pläne in gedrängtester, kürzester Form bearbeitet und in gut lesbare Handschrift zu geben. Am Kopfe des Planes soll die Ortsgruppenanschrift vermerkt sein. Gebiete und Unterbezirke sind für alle Veröffentlichungen ebenfalls an den 10. als Schlußtermin gebunden. Am Blatt sollen alle Mitarbeiter und Zeichner in Treue weiter arbeiten. — Der Bericht über die Hauptversammlung wird in der Regel nur auf Gebietskonferenzen gegeben. Ortsgruppen, die einen Bericht wünschen, geben diesen Wunsch zur Einreichung der Termine an die Gauleitung.

Wenn dieses Blatt in Eure Hände kommt, tagen in Wien, dem Ausgangsorte unserer herrlichen Bewegung, die Vertreter aller Länder und Gaue. Möge ihre reiche Arbeit zu Wohl und Vortrieb unserer Bewegung gedeihen. Dreißig Jahre liegen hinter uns. Ein Lebensalter. Möge das Kommende weitere Entwicklung bedeuten immerdar und Festigung unserer Mission im Dienste der aufstrebenden Arbeiterklasse. Mit „Berg frei“!

Als Gauleiter: A. P. Hürzer.

Kasse. Die Berechnung der Jahrgelder für die Delegierten zum Gautag erfolgt durch Umlageverfahren nach der Mitgliederstärke der Ortsgruppen, und zwar nach dem Stande des Delegiertenausweises zur Gaukonferenz laut Beschluß der Gebietsleiterkonferenz vom 29. März. Die Belastung beträgt pro Mitglied 0,10 M. Ortsgruppen, die bereits ein höheres Jahrgeld ausgelegt haben, erhalten die Differenz gutgeschrieben, Ortsgruppen die weniger ausgelegt haben, müssen die Differenz an die Gaukasse abführen. Für jede Ortsgruppe liegt dieser Nummer eine Rechnung darüber bei.

Eine Anzahl Ortsgruppen hat immer noch nicht die Olympiademarken abgerechnet; ebenfalls haben eine Anzahl Ortsgruppen ihre Beiträge noch nicht entrichtet. Die Säumnigen werden wir in nächster Nummer veröffentlichen.

Der Zentral-Ausschuß sendet folgende Notiz zur Veröffentlichung:

Wir machen nochmals darauf aufmerksam, daß die Anmeldungen von Quartieren bis 30. Mai in unseren Händen sein müssen. Eine Besorgung von Massenquartieren oder von Privatquartierungen ist in Wien ganz ausgeschlossen. Hotelbetten kosten etwa S 5,50 bis S 6,—. Eine Verpflichtung zur Einnahme von Mahlzeiten ist nicht daran geknüpft. Wir bitten, so rasch als möglich die einzelnen Ortsgruppen von dem Vorstehenden in Kenntnis zu setzen.

## Mitteilungen der Schriftleitung

Die Weimarer Gaukonferenz liegt hinter uns. Sie brachte in vielem Klärung, ließ aber trotz allem manchen Schatten zurück. Wir werden ehlich bemüht sein, im Interesse unserer guten Sache auch die letzten Missstimmungen zu tilgen. Da die Gauleitung bei Herausgabe dieser Nummer sich noch in Bildung befand, wurde die Gebietsleitung Halle vorläufig mit der Schriftleitung unseres Gaublattes beauftragt. In dieser kritischen Zeit glaubten wir, diese Arbeit nicht ablehnen zu dürfen. Eine probatorische Preßkommission versuchte mit möglichster Objektivität unser Nachrichtenblatt auch diesmal im Sinne der Naturfreunde-Idee auszugestalten. Leider sahen wir uns nach reiflicher Prüfung der Dinge gezwungen, einen Artikel unseres Gaubmanns Hürzer, der als Entgegnung auf den in voriger Nummer erschienenen Artikel „Stimmungsbilder von der Weimarer Gaukonferenz“ vom Gen. Roll-Jena geschrieben war, einstweilen zurückzustellen. Es mag als eine Härte erscheinen, wenn wir ausgerechnet unserem bewährten Gaubmann hier das Wort zu gewiß berechtigter Entgegnung und Nichtigstellung entziehen. Wir glauben

aber im Interesse unserer weiteren Aufbauarbeit nicht anders handeln zu können. Wir dürfen aber trotzdem der früheren Schriftleitung den Vorwurf nicht ersparen, daß sie mit der Veröffentlichung des betreffenden Artikels in dieser Form und ohne Kommentar zumindest einen schweren faktischen Fehler begangen hat. Genossen! Lernt aus den Zeiterscheinungen in der Arbeiterbewegung. Die Naturfreunde-Idee muß uns zu wertvoll sein, als daß wir Zerfetzungserscheinungen aufkommen lassen. Nur einzig können wir weiter fruchtbare Arbeit leisten. In diesem Sinne hoffen wir allseitig Unterstützung zu finden, damit unser Gaublatt auch künftig geistiges Bindeglied zwischen den einzelnen Mitgliedern sei. Stellen wir alle Kräfte selbstlos in den Dienst unserer großen Idee.

Mit „Berg frei“

Die Schriftleitung.  
J. A.: Otto Wittke.

Achtung! Die Adresse der Schriftleitung ist bis auf weiteres: Otto Wittke, Halle-Saale, Gr. Ulrichstr. 44.